

Werk

Titel: 3. Politische und Kirchengeschichte des Mittelalters

Ort: Köln ; Weimar ; Wien

Jahr: 1990

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?345858735_0046|log23

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

Ulrich Klein, Die Konstanzer Münzprägung vom Ende des 9. bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts, Freiburger Diözesan-Archiv 109 (1989) S. 213–266, 126 Abb., bietet eine katalogartige Bestandsaufnahme der rund 125 bekannten Konstanzer Prägungen, die bis zu Heinrich II. im Namen des Königs und seit Bischof Rudhart (1018–1022) durch die geistlichen Stadtherren erfolgten. R. S.

Robert Favreaux, L'épigraphie médiévale: naissance et développement d'une discipline, Comptes rendus des séances de l'Académie des inscriptions et belles-lettres 1989, S. 328–363, gibt eine aufschlußreiche international vergleichende Übersicht der Impulse, Erfolge und Defizite bei der Erforschung der ma. Inschriften. R. S.

Reinhard Lies und Andrea Köpke, Zur ehemaligen Erwin-Inschrift von 1277 an der Westfassade des Straßburger Münsters, ZGORh 137 (1989) S. 105–173, treten für die Echtheit dieser Bauinschrift ein. Heute verloren, ist sie erstmals bei Wimpfeling (1508) überliefert; den weiteren Überlieferungen in der Straßburger Historiographie kommt größere Zuverlässigkeit zu, als meist angenommen. Habe die Kritik in der Inschrift eine Fälschung Wimpfeling's aufgrund humanistischen „Geniekults“ gesehen, so sei sie selbst dabei von der romantischen Vorstellung der Anonymität ma. Kunst gelehrt worden. Ein umfangreicher Anhang stellt die Quellen zur Baugeschichte des Münsters und zu den Inschriften mit der Nennung Erwins zusammen sowie zu den Collectanea des Straßburger Stadtbaumeisters Daniel Specklin von 1587, die ein wichtiger Überlieferungsträger der Inschrift sind. E.-D. H.

3. Politische und Kirchengeschichte des Mittelalters

1. Frühes Mittelalter (bis 911) S. 238. 2. Hohes Mittelalter (911–1250) S. 240. 3. Spätes Mittelalter (1250–1500) S. 251. 4. Mönchtum, religiöse und häretische Bewegungen S. 253.

Walter Pohl, Die Awaren, ein Steppenvolk in Mitteleuropa 567–822 n. Chr. München 1988, C. H. Beck, 529 S., 4 Karten. – Die Geschichte der Awaren, durch lange Zeit den Historikern nur aus knappen und unzulänglichen lateinischen Quellen bekannt, war erst besser zu fassen, als byzantinische Berichte mehr beachtet wurden, wofür Herwig Wolfram zu danken ist, der die vorliegende Diss. (von 1984), eine zusammenfassende, der ethnogenetischen Methode entsprechende Darstellung des Schicksals der Awaren, anregte. Das nunmehr vorliegende Werk ist demnach eine erweiterte Fassung der Diss. und wird, wie vorausgeschickt werden darf, den Erwartungen gerecht. Der Vf. bemüht sich mit Erfolg, die weit gestreute internationale Literatur zu berücksichtigen und diese mit den griechischen Quellen in Einklang zu bringen. Der Aufstieg des Volkes, die anhaltenden Kämpfe gegen Byzanz und die Ereignisse des 7. Jh. sind ausführlich behandelt, knapper sind die Vorgänge des 8. Jh. dargelegt. Lediglich die Kämpfe Karls des Großen sind wieder mehr gewürdigt. Gründliche sozial- und geistesgeschichtliche Untersuchungen run-

den die Darstellung ab. Beeindruckend ist der Anmerkungsapparat, der 136 (!) Seiten umfaßt. Positiv ist das Bemühen des Vf. zu bewerten, Erkenntnisse auch jener Fächer zu berücksichtigen, für die er nicht ausgewiesen ist. Fehler sind unter diesen Gegebenheiten wohl kaum zu vermeiden, doch werden uns in Zukunft zusammenfassende Übersichten nur gelingen, wenn wir Irrtümer in Kauf nehmen. Aus diesem Grunde möchte ich auch nicht Details kritisieren und nur die Ansätze jener Kapitel berücksichtigen, die besonders aufschlußreich sind. Daher sei auf die Abschnitte verwiesen, die auf das komplizierte Verhältnis der Awaren zu den Slawen eingehen. Hier vermisse ich aber doch bisweilen deutliche Stellungnahmen. Einmal wird der Bevölkerungsschwund der Romanen betont, aber kaum genauer begründet, dann ist eine angebliche Untauglichkeit germanischer Organisationen herausgestrichen und letztlich wird wieder die Anpassungsfähigkeit der Slawen gerühmt. Dann aber überrascht Pohl mit dem programmatischen Satz „Wer unter den Eroberern sich als Aware fühlte, zog wieder ab. Wer blieb, ließ sich als Slawe nieder“ (S. 10). Gelegentlich mag es ja so gewesen sein, doch letzten Endes wird hier doch eher auf Ansichten des frühen 19. Jh. zurückgegriffen, die bekanntlich alles vereinfachten. War aber wirklich alles so einfach? Es dürfte schwer sein, bei der schlechten Quellenlage und der Unzulänglichkeit der Vorarbeiten den verworrenen Prozeß von Wanderungen und Nationalitätenwechsel am Balkan aufzuhellen. Es wäre vielleicht günstig gewesen, die entsprechenden Vorgänge im Ostalpenraum, in Karantanien besser zu verfolgen, wo der Untergang der römischen Kultur und das Eindringen der Slawen ja auch noch immer rätselhaft ist. In diesem Zusammenhang möchte ich nur der eingangs vorgetragenen These P.s widersprechen, nationale Voreingenommenheiten des frühen 20. Jahrhunderts hätten eine objektive Forschung zur Geschichte der Awaren verhindert. Die falsche Sicht war doch eher durch die mittelalterliche lateinische Berichterstattung vorgegeben und erst zu korrigieren, als die Frühmittelalterarchäologie uns den Einblick in eine bis dahin unbekannte und hochstehende Kultur eröffnete. Der wissenschaftliche Wert des Buches wird zwar durch eine zeitgeschichtlich orientierte Einleitung nicht gemindert, eine deutlichere Würdigung des Lebenswerkes von Mitscha-Märheim wäre aber vorteilhafter gewesen. Doch insgesamt dürfen wir für das Werk, in dem so viel gründliche und gewissenhafte Arbeit steckt, dankbar sein, wenngleich uns P. oft daran erinnert, wie viel noch offen und unklar ist, wie viel noch geforscht werden muß. Das Buch ist folglich nicht der Schlußstein jahrzehntelanger Forschungen, sondern eher die gediegene Grundlage für weitere Untersuchungen, und wird sich als solche in der Zukunft gewiß bewähren.

Heinrich Koller

Egon B o s h o f, Agilolfingisches Herzogtum und angelsächsische Mission: Bonifatius und die bayerische Bistumsorganisation von 739, Ostbairische Grenzmarken 31 (1989) S. 11–26, stellt in einem Jubiläumsvortrag die Erhebung Regensburgs, Passaus, Freising und Salzburgs zu festen Bischofssitzen in ihren weiteren historischen Zusammenhang.

R. S.

Eduard H l a w i t s c h k a, Egino, Bischof von Verona und Begründer von Reichenau-Niederzell. Eine Bestandsaufnahme, ZGORh 137 (1989) S. 1–31, führt einen komplexen Indizienbeweis: Der um 730 geborene Egino gehöre zur Sippe der Alaholfinger/Bertholde. Anfang der 780er Jahre habe ihn Karl der Große als Bischof von Verona eingesetzt, dort amtierte Egino bis 799, um sich dann auf die

Reichenau zurückzuziehen. An ihn, nicht an den gleichnamigen Bischof von Konstanz, sei Alkuin ep. 75 (MGH Epp. 5 S. 117 f.) gerichtet. Von seinem Ansehen als Bischof zeuge seine Homiliensammlung (Berlin, Ms. Phill. 1676), die auf Veranlassung einer Synode erstellt worden sei. Am Hof Karls wurde sie aber als nicht hinreichend bewertet (problematisch wird damit die Auffassung, der Eginocodex sei eine etwa 10 Jahre später erstellte „Prachtausfertigung der Erstfassung“, S. 26); homiletisches Interesse Eginos ist auch anderweitig bezeugt. Nicht exakt klären läßt sich die Konzeption, die hinter Eginos Niederzeller Gründung stand.

E.-D. H.

Bernhard Friedmann, Untersuchungen zur Geschichte des abodritischen Fürstentums bis zum Ende des 10. Jahrhunderts (Giessener Abhandlungen zur Agrar- und Wirtschaftsforschung des Europäischen Ostens 137) Berlin 1986, Duncker & Humblot, 336 S., DM 58. – Die vorliegende Diss., mit der der Vf. 1980 in Frankfurt promoviert wurde, ist ein Versuch, die Geschichte der abodritischen Herrscher in einen gesamteuropäischen Zusammenhang zu stellen. Das bedeutet vor allem, daß F. die Fragmente abodritischer Geschichte, die uns erhalten sind, durch Betrachtung der jeweiligen Machtkonstellationen, insbesondere der Beziehungen der Abodriten zu Dänen, Franken, Sorben und Elbslawen, Magyaren, usw., zu erhellen. Nach F. war der erste historisch faßbare Abodritenfürst ein von Karl Martell installierter Schützling. Die Anlehnung an die Franken überdauerte kaum die Eroberung Sachsens, und die Abodriten waren im 9. und frühen 10. Jh. weitgehend unter dänischem Einfluß. Nach 955 und erst recht nach 983 verloren die Abodritenherrscher (quasi als „Kollaborateure“ mit den Ottonen) Einfluß und Prestige an den Liutizenbund. – Das Werk ist für eine Diss. lobenswert klar (wenn auch nicht frei von Längen und Wiederholungen), und enthält eine Reihe von interessanten Einzelbeobachtungen, was angesichts der spärlichen und schon oft durchgearbeiteten Quellen zum Thema etwas sagen will. Störend wirkt nur die gelegentlich sichtbare Tendenz, die soeben für möglich und plausibel dargestellten Hypothesen ein paar Seiten weiter zu benutzen, als ob es sich um feste Tatsachen handelte. In der Frage, ob die abodritischen Fürsten des 8. und frühen 9. Jh. tatsächlich miteinander und mit dem brandenburgischen Fürstenhaus verwandt waren (vgl. S. 42, 60), hätte F. vorsichtiger sein sollen: auf alle Fälle darf man nicht von einem „angestammten Herrscherhaus“ (S. 119) sprechen. Ebenso zweifelhaft-hypothetisch sind die Überlegungen S. 61 ff., denen zufolge es Spannungen zwischen Volk und Adel unter den Abodriten im frühen 9. Jh. gab. Die *Annales regni Francorum* lassen eine solche soziologische Auswertung eben nicht zu.

T. R.

Hellmut Diwald, Heinrich der Erste. Die Gründung des Deutschen Reiches, Bergisch Gladbach 1987, Gustav Lübbe Verlag, 400 S., DM 39,80. – Das Brauchbarste an diesem Buch ist die Bibliographie, die auf sieben Seiten die wissenschaftliche Literatur über Heinrich I. und seine Zeit zusammenstellt. D. bietet zwar eine flüssige Darstellung der politischen Geschichte des frühen 10. Jh., die aber allzu häufig eine Sicherheit in der Rekonstruktion der Ereignisse vorgibt, die wir gar nicht haben. Von den interpretatorischen Fortschritten der letzten Jahrzehnte spürt man nichts. Von den Quellen hat D. gelernt, daß man Darstellungen durch

erfundene Reden schmücken kann (so z. B. S. 112 f., 322). Bei Widukind und Liutprand spiegeln die Reden immerhin ein zeitgenössisches Bewußtsein wider; Diwalds Redner hingegen sprechen – vielleicht mit einer sprachlichen Prise Felix Dahns als vermeintlich zeitgenössischem Kolorit – und denken wie Mitteleuropäer des späten 20. Jh. Das ist im übrigen das bestimmende Merkmal des Buches. Es fehlt fast jede Spur einer Vorstellung, daß die Menschen des 10. Jh. anders gedacht und anders gehandelt haben als wir. Zwar weist D. gelegentlich auf das Andersartige der Zeit hin (z. B. S. 39), glaubt aber offensichtlich, daß es damals im Grunde so gewesen ist wie heute. Vor diesem grundlegenden Fehlurteil verblissen die vielen kleinen: Ruotger ein „besonders sachlicher Chronist“ (S. 187); „In der Zeit Ottos des Großen verwandelt sich endgültig die Hofkapelle in eine große leitende Behörde: In eine Zentrale der Reichspolitik“ (S. 295); die Verwechslung Einhards mit dem E-Text der *Annales regni Francorum* (S. 37); die Saga von Hatto von Mainz und Heinrich als „historisch“ (S. 139); die kommentarlose Abbildung Merseburgs und Meißen (Städte, die zwar von Heinrich I. geprägt wurden, heute aber ein spätm. Stadtbild aufweisen) usw.

T. R.

Thomas Z o t z , König Otto I., Graf Guntram und Breisach, ZGORh 137 (1989) S. 66–77, schlägt die Identifizierung dieses elsässischen Grafen mit dem ungenannten Grafen vor, der während des Aufstands Eberhards von Franken von Otto die Auslieferung der Abtei Lorsch erpressen wollte (Liutprand, *Antapodosis* IV 28). In dem Augsburger Verfahren von 952 gegen Guntram wurde dies als Hochverrat gewertet, und Otto nutzte dies zum Einzug der von Guntram entfremdeten Fiskalgüter und zu deren Weitergabe an zuverlässige Kräfte. Die Mehrzahl der Eigengüter konnte Guntram anscheinend behalten: durch Verzicht auf Teile darauf (in Brumath, mit DO. I. 166 an Lorsch übertragen) dürfte er sich 953 wieder die Gunst des Königs verschafft haben. Deshalb ist auch seine Identifizierung mit dem später in Muri als Vorfahren der Habsburger genannten Guntram dem Reichen weiterhin möglich. Für Anklagepunkte, Bestrafungsart und Möglichkeit zur Aussöhnung kann auf weitere Parallelen in der Ottonenzeit hingewiesen werden.

E.-D. H.

Karl S c h m i d , Sasbach und Limburg. Zur Identifizierung zweier mittelalterlicher Plätze, ZGORh 137 (1989) S. 33–63, klärt zunächst das Itinerar Ottos III. im November-Dezember 994: Ingelheim – Baden-Baden – Hohentwiel – Bruchsal (am 23. Nov., gegen Repertorium der Königspfalzen 3 S. 70 Nr. 3: ca. 7. Nov.) – Sasbach am Kaiserstuhl (nicht das bei Achern) – Erstein. Dieses Itinerar diente der Sicherung des Erbes der schwäbischen Herzogswitwe Hadwig (†26. Aug. 994), zu deren Lehen auch der Königshof in Sasbach zählte, gegen mögliche Ansprüche Heinrichs des Zänkers, des Bruders der Herzogin. Sasbach am Kaiserstuhl hat Otto III. 996/997 als Ausstattung für Gerbert von Reims vorgesehen und ist dabei offensichtlich auf den Widerstand des Sohns des Zänkers, des späteren Heinrich II., gestoßen (Gerbert epp. 183 und 185). Für die frühe Geschichte der Limburg bei Sasbach ist deren Bezug zu dem dortigen Königshof entscheidend, ihre Verknüpfung mit den Zähringern bleibt unklar. Die Geschichte Sasbachs ist zusammen mit Breisach im 10. Jh. auffällig mit der Geschichte der Opposition Heinrichs I. von Bayern und des Zänkers gegen die Ottonen verbunden.

E.-D. H.

Wolfgang Christian Schneider, *Ruhm, Heilsgeschehen, Dialektik. Drei kognitive Ordnungen in Geschichtsschreibung und Buchmalerei der Ottonenzeit* (Historische Texte und Studien 9) Hildesheim, Zürich, New York 1988, Georg Olms Verlag, XVI und 398 S., 131 Abb., DM 78. – Das dem Buch als Motto vorangestellte Gedicht von Giorgos Seferis endet mit den Zeilen: „ein wenig noch/ laßt uns steigen ein wenig höher.“ Von solch hoher Warte erfolgt ein herbes Urteil. Die Geschichtswissenschaft von Sybel über Lintzel und Fleckenstein bis zu Beumann sei nicht in der Lage gewesen, sich der Ottonenzeit mit adäquaten Kategorien zu nähern, denn sie habe es versäumt, zu untersuchen, in welchen Kategorien die ottonische Historiographie das politische Handeln beschrieben hat. Diese pauschale Kritik kann nur dann gelten, wenn mit den Kategorien der Beschreibung die Kategorien der Handelnden selbst erfaßt würden. Diese Frage stellt sich Sch. aber nicht, ebenso wie er nicht bedenkt, daß in Urkunden, Gesetzes- und Memorialquellen Quellengruppen zur Verfügung stehen, die aus dem politischen Handeln selbst hervorgegangen sind. So ist die Arbeit zunächst einmal nur als Interpretation historiographischer Quellen der Ottonenzeit zu benutzen, in denen Sch. drei Muster der Wahrnehmung politischen Handelns erkennen will. Widukinds Sichtweise faßt er in den Begriff „personal-relationales Verstehen“, Flodoard und Adalberts *Continuatio Reginonis* werden ebenfalls diesem Verstehensmuster zugeordnet. Gemeint ist z. B., der König habe sich in seinem Handeln immer als Herrscher zu erweisen, um als solcher anerkannt zu werden. Als eine Grundkategorie der ma. Auffassung von Politik ist dies in den Arbeiten von Borst, Beumann u. a. zur Nomentheorie schon lange erkannt und exakter analysiert. Im „gottorientierten ‚realistischen‘ Verstehen“ bei Hrotsvit, Ruotger und Gerhards *Ulrichsvita* seien dann Gott (negativ: der Teufel) und die Beziehung der Handelnden zu ihm der eigentliche Grund des Handelns. Das liegt bei der zur Heiligsprechung Ulrichs verfaßten *Vita* recht nahe, aber derartige auf das „Publikum“ einer Schrift, ihre Zielsetzung und literarische Gattung achtenden Überlegungen sind Sch. fremd. Als drittes Muster stellt Sch. das „nominal-orientierte Verstehen“ bei Liudprand und vor allem bei Richer vor: hier spielen auch die Charaktereigenschaften der handelnden Personen eine Rolle, Gegenstände werden genauer beschrieben (was für die *Legatio Liudprands* nicht überrascht). Diese Wahrnehmungskategorie ist stark mit den beiden vorgenannten vermischt, und es ist typisch, daß Sch. sie vor allem an der Analyse des Heranziehens eines Belagerungsturms an die Mauer bei Richer (III, 105 f.) exemplifiziert, deren „dialektisches“ Bewegungsmodell Sch. in einer tollkühnen Volte auf menschliches Verhalten überträgt. Der arme Richer hat das Prinzip im übrigen selbst nicht immer recht verstanden, denn er muß sich „mißlungene Dialektik“ vorwerfen lassen (S. 200 f.); ob dies nicht eher für eine mißlungene Einteilung des Vf. spricht? An der Art, wie einzelne Gestalten in der ottonischen Buchmalerei einander zugeordnet werden, glaubt Sch. die gleichen Darstellungskategorien wie in der Historiographie aufdecken zu können. Als Hauptbeispiel dienen ihm die Widmungsbilder; so gilt ein eigener Abschnitt der Darbringung der Gaben durch die Heiligen Drei Könige. Gerade hier wäre die Einbeziehung der Gegenüberstellung von thronendem Herrscher (Otto III., Heinrich II.) und huldigenden Provinzen als ikonographische Parallele wünschenswert gewesen, die ein Hauptmotiv der erzählenden Quellen aufgreift: die Position des Herrschers gegenüber den sonstigen politischen Kräften. – Den in der Historikerschelte erhobenen Anspruch, den maßgeblichen Schlüssel für eine Geschichte der Ottonenzeit zu liefern, kann Sch. mit sei-

nem auf erzählende und Bild-Quellen reduzierten methodischen Ansatz nicht einlösen. Seine bedeutungsvoll daherkommende Sprache vergrault selbst den gutwilligen Leser, anders wäre seine Arbeit wenigstens in den Einzelanalysen ein fast lesbares Buch geworden.

E.-D. H.

Egon B o s h o f , Die Salier (Urban Taschenbuch 387), Stuttgart 1987, Kohlhammer Verlag, 341 S., DM 24. – In dieser Reihe, in der bereits die Herrscherfamilien der Merowinger, Ottonen und Staufer von vorzüglichen Kennern behandelt sind, liegt jetzt auch eine umfangreiche und gründliche Darstellung der Salier vor. Schon im ersten Kapitel macht der Vf. deutlich, daß manche der für dieses Geschlecht typischen Merkmale, wie der von zahlreichen Rückschlägen unterbrochene Aufstieg der Familie und eine Neigung zu Härte und Gewalttätigkeit bei ihren Mitgliedern, schon im 10. Jh. zu beobachten sind. Ein zweiter Abschnitt faßt dann die Regierung Konrads II. und den größeren Teil der Regierung Heinrichs III. (bis 1050) unter der Überschrift „Das Königtum im Zeichen karolingischer und ottonischer Tradition“ zusammen. Die Zeit von 1039 bis 1050 wird als „Höhepunkt des frühmittelalterlichen Kaisertums“ beschrieben; während die letzten Jahre Heinrichs III. und die Zeit der Vormundschaft für Heinrich IV. als „Krise der salischen Monarchie“ erscheinen. Die lange Regierung Heinrichs IV. wird mit dem Titel „Regnum und Sacerdotium im Streit um die rechte Ordnung der Welt“ charakterisiert; die Zeit des letzten Saliers Heinrich V. wird eher knapp behandelt. Selbstverständlich steht bei einem Band dieser Reihe die politische Geschichte im Vordergrund, doch erhält auch die Kirchen- und hier vor allem die Papstgeschichte den ihr in dieser Epoche zukommenden Raum. Für den Anfänger mag es manchmal verwirrend sein, daß die verwandtschaftlichen Verästelungen und die politischen Verwicklungen bis in alle Einzelheiten nachgezeichnet werden; der Fachmann ist dankbar, daß es jetzt für die salische Zeit eine Darstellung der politischen Ereignisse, der Verfassungsentwicklung und der genealogischen Zusammenhänge gibt, die auf dem neuesten Stand der Forschung ist. Der handbuchartige Charakter des vorliegenden Buches wird durch ein ausführliches Literaturverzeichnis unterstrichen. Leider gibt es nur ein Register der Orts- und Personennamen; ein Sachregister hätte es erlaubt, den wenig durch Zwischenüberschriften gegliederten und an Einzelheiten so reichen Inhalt für Einzelnachfragen leichter fruchtbar zu machen.

W. H.

Gerd T e l l e n b a c h , Die westliche Kirche vom 10. bis zum frühen 12. Jahrhundert (= Die Kirche in ihrer Geschichte, Bd. 2, Lieferung F 1), Göttingen 1988, Vandenhoeck und Ruprecht, XII und 272 S., DM 68. – Dieses bedeutende Alterswerk des um die Erforschung der Geschichte von „Kirchenreform und Investiturenstreit“ vielfach verdienten Autors ist als Teil eines Handbuchs erschienen, was sich im Fehlen eines dringend erwünschten Registers bemerkbar macht. Der Vf. hat diesen Mangel durch ein sehr ausführliches Inhaltsverzeichnis auszugleichen versucht. T. greift in seinem Werk eingehend auf die Verhältnisse des 10. und beginnenden 11. Jh. zurück und behandelt die „Lage der westlichen Christenheit“, „Die Kirche und ihre Erscheinungsform auf Erden“, „Die wirtschaftliche Existenz der Kirchen und des Klerus“ und „Religiöses Leben und Denken“, ehe er dann zum „Beginn der kirchengeschichtlichen Wende“ und zum zentralen Kapitel über Gregor VII. kommt. Die nachgregorianische Zeit wird unter den Überschriften „Bewahrte

Prinzipien und Koexistenz der Gegensätze“ und „Papst, Kirche, Christenheit“ dargestellt. Die tiefgreifenden Veränderungen, die die Kirche in der hier behandelten Epoche erfuhr, seien durch die Stichworte Verchristlichung der Gesellschaft, Klerikalisierung der Kirche und Durchsetzung des päpstlichen Leitungsanspruchs bezeichnet; diese Themen werden vom Vf. immer wieder aufgegriffen. Bezeichnenderweise tauchen die beiden Begriffe „Kirchenreform“ und „Investiturstreit“ nur am Rande auf; von der „Kirchenreform“ trennen möchte der Vf. auch die Klosterreform, zu deren Inhalt und Form er ausführlich Stellung nimmt (S. 95 ff. und 230 ff.). Nur ein kurzes Kapitel (S. 208–225) ist mit „Der Investiturstreit“ überschrieben; hier wird die Lösung des Investiturproblems in Frankreich, England und im Reich eher knapp abgehandelt. Auch vielfach erörterte Ereignisse wie Canossa werden nur kurz gestreift; dennoch stehen Gregor VII. und Heinrich IV. im Zentrum der Darstellung, während etwa der so wichtige Pontifikat Urbans II. nur summarisch behandelt ist. Überhaupt gibt das Buch keine umfassende Darstellung der Ereignisse, sondern bietet eine teilweise sehr detaillierte Diskussion der Probleme, wobei auch die neueste Forschung einbezogen ist. Dabei übt T. zuweilen eine deutliche Kritik an einzelnen Formulierungen und Ansichten; zugleich äußert er wohl begründete Vorbehalte gegen hergebrachte Begrifflichkeiten und Übereinkünfte. So kritisiert er den fast inflationären Gebrauch von „Reform“ (vgl. S. 123 und 133 ff.) und bezweifelt den realen Gehalt von Vorstellungen wie „Reichskirche“ oder „Reichskirchensystem“ (S. 57 f.). Auch Begriffe wie „Papsttum“ oder „Kaisertum“ werden auf ihren tatsächlichen Inhalt in ihrer Zeit zurückgeführt, indem ihre reale Bedeutung abgeschätzt wird, etwa dadurch, daß nach der praktischen Wirkung der päpstlichen Erlasse oder der kaiserlichen Präsenz gefragt wird. Hintergrund und Realität der zentralen Forderungen der „Kirchenreform“ nach Beseitigung der Simonie und der Priesterehe werden aufgehell; dabei gelangt der Vf. zum Schluß, daß der Kampf gegen diese Mißbräuche letztlich wenig erfolgreich gewesen ist. Liebgewordene Vorstellungen wie die, daß der Investiturstreit das Ende des sakralen Königtums gebracht habe, werden bekämpft. Bedenkenswerte Aussagen enthält auch die Auseinandersetzung mit R. Schieffers Buch über das Investiturerbot (S. 147 ff.), so wenn Tellenbach bemerkt: „in der Geschichte der Ideen kann man nicht ausschließlich mit schriftlich faßbaren Kontinuitäten auskommen“ (S. 151).

W. H.

Luciano Orbona, *La chiesa dell'anno Mille. Spiritualità tra politica ed economia nell'Europa medievale* (La Spiritualità cristiana. Storia e testi 6) Roma 1988, Edizioni Studium Roma, 241 S., Lit. 18 000. – Die sich an ein weiteres, in erster Linie italienisches Publikum wendende Taschenbuchreihe (hg. von Ermanno Ancilli) veröffentlicht in italienischer Übersetzung ausgewählte Texte der christlichen Spiritualitätsgeschichte und stellt sie in den Zusammenhang ihrer Entstehungszeit. Hier präsentiert O., der an der Universität Cassino Kirchengeschichte lehrt, folgende Texte des 11. Jh.: Petrus Damiani, *Liber qui appellatur Dominus vobiscum*; Johannes von Fécamp, *Confessio fidei*; Bernhard von Clairvaux, *De Consideratione ad Eugenium III.* Die drei einführenden Kapitel setzen folgende Schwerpunkte: *Dai Barbari alla 'renovatio' dell'Impero*; *Forme e aspetti di vita spirituale prima del Mille*; *Approdi del processo di spiritualizzazione*. – Bibliographie S. 225–241 gibt allgemein gehaltene thematische Hinweise. Das Evangeliar Ottos III., aus dem das Titelbild des Bändchens stammt, befindet sich nicht im Münchner Stadtmuseum (?)

„Museo Civico Bavarese“ (so letzte Umschlagseite), sondern in der Handschriftenabteilung der Bayerischen Staatsbibliothek. – Zur Mittelalterreihe der Serie sind bereits folgende weitere Bände erschienen: Réginald Grégoire, *La vocazione sacerdotale. I canonici regolari nel Medioevo*; Elio Peretto, *Movimenti spirituali laicali del Medioevo. Tra ortodossia ed eresia*; Luigi De Candido, *I Mendicanti. Novità dello Spirito*; Giovanna della Croce, *I Mistici del Nord*; Maurizio Paparozzi, *La spiritualità dell'Oriente cristiano*. Marlene Polock

Anglo-Norman Studies 9. Proceedings of the Battle Conference 1986, ed. R. Allen Brown, Woodbridge 1987, The Boydell Press, XI u. 237 S., £ 35. – Außer Beiträgen von rein kunst- bzw. lokalhistorischem Interesse enthält der Band folgende Aufsätze: George Beech, *The participation of Aquitanians in the conquest of England 1066–1100* (S. 1–24). – Krijnie Ciggaar, *Byzantine marginalia to the Norman Conquest* (S. 43–63), untersucht die Möglichkeit, daß Byzanz den Normannen als Bezugsquelle für neue (vor allem militärische) Technologie gedient hat. In einem Anhang (S. 64–70) ediert und kommentiert W. J. Aerts ein kurzes Lateinisch-Griechisches Phrasenbuch des 11. Jh. aus Avranches, Bibl. mun. 236. – Eric Fernie, *The effect of the conquest on Norman architectural patronage* (S. 71–86) betont eher die eklektische Aufnahme bestimmter Stilelemente als die Einführung eines spezifisch normannischen Stils. – Diana E. Greenway, *Henry of Huntingdon and the manuscripts of his Historia Anglorum* (S. 103–126), untersucht die Entstehungsgeschichte der *Historia*, die nach G. elf Stufen hat und in 45 erhaltenen Hss. überliefert ist. – Graham A. Loud, *The abbey of Cava, its property and benefactors in the Norman era* (S. 143–178). – S. J. Ridyard, *Condigna veneratio: post-conquest attitudes to the saints of the Anglo-Saxons* (S. 179–208): die Normannen seien in bezug auf die Heiligkeit der angelsächsischen Heiligen nicht so skeptisch gewesen, wie häufig angenommen. – Else Roesdahl, *The Danish geometrical Viking fortresses and their content* (S. 209–226). – Diana M. Webb, *The holy face of Lucca* (S. 227–37), untersucht die ma. Geschichte des volto santo, nach dem König Wilhelm Rufus zu schwören pflegte.
T. R.

Sally N. Vaughn, *Anselm of Bec and Robert of Meulan. The innocence of the dove and the wisdom of the serpent*, Berkeley 1987, University of California Press, XXI u. 392 S. – Die Verfasserin, die eine kommentierte Übersetzung der *Vitae* der Äbte von Bec schon vorgelegt hatte (vgl. DA 39,248), bringt jetzt eine Studie zweier großer Magnaten aus dem Umfeld Becs: Anselm, der 1078 bis 1093 dort Abt war, und Robert von Meulan, Berater des Wilhelm Rufus und Heinrichs I., sowie wichtigster weltlicher Magnat der Umgebung Becs. V. will die beiden als Vertreter eines neuen politischen Stils verstehen, als Befürworter einer durchdachten und rationalen Handlungsweise, prinzipientreu und zugleich kompromißbereit. Dabei muß sie einerseits Anselms Verhalten entmystifizieren, um zu zeigen, daß er des politischen Kalküls durchaus fähig war, andererseits Robert aufwerten, um zu zeigen, daß er kein tölpelhafter Baron war. Angesichts der Quellenlage ist dies nicht einfach: in Gegensatz zu Anselm haben wir für Robert keine Selbstaussagen, und ob man so unbekümmert die ihm von Historiographen aus der Umgebung Anselms in den Mund gelegten Sprüche für bare Münze nehmen darf, wie es V. tut, steht dahin. Auf alle Fälle ist das Ergebnis – vor allem was die Bewertung von

Anselms Kirchenpolitik betrifft – nicht uninteressant. Zwingend ist die Neuinterpretation aber nicht. Erstens sind „Staatsmann“ bzw. „staatsmännisch“ eigentlich Kampfbegriffe des 19. Jh., die nicht unreflektiert für die Zeit des hohen MA benutzt werden dürfen, zweitens waren die von der Verfasserin gepriesenen politischen Fähigkeiten auch in der Zeit vor dem Aufkommen der Frühscholastik zu finden und drittens kann man gerade bei Menschen wie Anselm nicht mit dem schlichten Gegensatz zwischen politischem Kalkül und unpolitischer Heiligkeit arbeiten. Das Bonmot des englischen Politikers Labouchère, er hätte nichts dagegen, daß der Premierminister Gladstone das Trumpf-As immer aus dem Ärmel schütteln könne, aber sehr wohl etwas dagegen, daß Gladstone so täte, als ob der liebe Gott persönlich das As dort versteckt hätte, gilt als Beschreibung einer gewissen politischen Haltung *mutatis mutandis* auch für Politiker wie Anselm oder Bernhard von Clairvaux. T. R.

Wolfgang Scherer, Hildegard von Bingen. Musik und Minnemystik, Freiburg i. Br. 1987, Kore Verlag Traute Hensch, 213 S., 14 Abb., 7 Farbtaf., DM 40, ist eine oft in salopper oder manierierter Sprache, mit einer originellen feministischen Tendenz geschriebene Biographie der Seherin, deren Leben und Werk in stemtem Zusammenhang mit ihrer adligen und geistlichen Umwelt und den Schicksalen ihres Klosters dargestellt werden. Hildegards Heilkunde, die Mystik der Christusbräute auf dem Rupertsberg und deren liturgisch-musikalische Ausformung erweisen die Prophetin als „Übertragungsmedium“, als „Toningenieurin der Stimme Gottes“. Anmerkungen fehlen, doch verzeichnet ein Anhang Editionen und Übersetzungen der Hildegard-Texte und Sekundärliteratur. H. M. S.

Otto Kruggel, Wann starb Kaiser Lothar III.?, *MIÖG* 97 (1989) S. 427–434, 2 Abb., zeigt, daß W. Bernharti mit Recht aus der im Kaisergrab zu Königsutter geborgenen Bleitafel den 4. 12. 1137 als Sterbedatum ableitete, und rechnet die dort genannte Regierungsdauer bis auf den 24. 8. 1125, den Beginn der Mainzer Wahlversammlung, zurück. R. S.

Mary Stroll, *The Jewish pope. Ideology and politics in the papal schism of 1130*, Leiden 1987, E. J. Brill, XVIII u. 205 S., \$ 54. – Das Schisma von 1130 in einer Monographie behandeln zu wollen, ist ein mutiges Unterfangen: schließlich gibt es schon die Studien von Zöpfel, Mühlbacher, Palumbo und Schmale, sowie Aufsätze u. a. von Klewitz, Maleczek, Graboïs und dem Rez. Auch die Begleitumstände und Vorgeschichte – etwa die Schismen in Cluny und in Monte Cassino, die stadtrömische Politik des frühen 12. Jh. oder das Verhältnis Papsttum-Normannen – sind längst Objekt ausführlicher Behandlungen. Zuweilen scheint S. sich im Dickicht der Historiographie zu verlieren; es wird so viel Platz für die Darstellung der Ansichten anderer Gelehrten (und ggf. für die Entkräftung der von diesen vorgeschlagenen Beweisführungen) beansprucht, daß S. selbst manchmal kaum zu Worte kommt. Sie hat aber eine fundierte Meinung zum Schisma: dieses sei nicht ideologisch begründet, sondern in erster Linie aus Rivalitäten innerhalb des Kardinalskollegiums zu erklären. Maßgeblich für den Sieg Innozenz' seien dessen gut funktionierende Freundeskreise gewesen, sowie die propagandistische Betonung von Anaklets jüdischer Herkunft. Hier scheint es dem Rez. nicht ganz so sicher, daß Judenfeindlichkeit ursächlich gewesen ist. Es wäre genauso gut umgekehrt denkbar, daß erst die Entscheidung gegen Anaklet und der dadurch gesteigerte Be-

darf an propagandistischen Argumenten zu den polemischen Gehässigkeiten geführt haben, als daß diese Vorurteile die Entscheidung mitbestimmt hätten. Bei einigen werden sie allerdings eine Rolle gespielt haben; in der Betonung dieses Elements, sowie in der abgewogenen Darstellung der bisherigen Forschungsgeschichte liegt der Wert dieser Monographie.

T. R.

Arnold Bühler, Königshaus und Fürsten. Zur Legitimation und Selbstdarstellung Konrads III. 1138, ZGORh 137 (1989) S. 78–90: Konrad hat in seinen Urkunden die Wahl durch die Fürsten als Legitimation seiner Herrschaft herausgestellt (DK. III. 4). Das Anknüpfen an die salische stirps regia findet sich nicht nur in den Urkunden vor seiner allgemeinen Anerkennung in Bamberg, sondern auch noch in den 40er Jahren. So sollte damit nicht ein geblütsrechtlicher Anspruch auf das Königtum als Kompensation der rechtlich mangelhaften Wahl in Koblenz herausgestellt, sondern „eine biologisch abgeleitete Königswürdigkeit“ (S. 85) dokumentiert werden. Die für Konrad meist verwendete Ordnungszahl „II“ führt B. auf Herrscherlisten in der Kanzlei zurück, wie sie vergleichbar bei Otto von Freising und Konrad von Scheyern überliefert sind, mit dem Anspruch auf kaisergleiche Stellung habe sie nichts zu tun. Mit beiden Thesen widerspricht B. den Interpretationen von O. Engels (DA 27,375 ff.).

E.-D. H.

Knut Görich, Ein Kartäuser im Dienst Friedrich Barbarossas: Dietrich von Silve-Bénite (c. 1145–1205) (Analecta Cartusiana 53) Salzburg 1987, Institut für Anglistik und Amerikanistik, III u. 153 S., 2 Karten. – Dietrich war ein kartäusischer Laienbruder, der nach eigener Aussage und auch nach dem Zeugnis Friedrichs mit Barbarossa verwandt war: gegen jüngere Vermutungen, die Verwandtschaft gehe über die Familie der Herzöge von Oberlothringen, macht G. gute Argumente für die ältere Vorstellung geltend, Dietrich sei ein unehelicher Sohn Barbarossas gewesen. Als Verwandter und Kartäuser konnte er sehr gut eine Vermittlerrolle spielen, wie 1167/8 und vor dem Frieden von Venedig bzw. Konstanz. Diese diplomatische Tätigkeit wird von G. anhand der (meist sehr spät einsetzenden) Überlieferung gut geschildert. Wünschenswert wäre eine etwas breitere Betrachtung der Voraussetzungen für Vermittlertätigkeit in der Diplomatie des 12. Jh., sowie einige Überlegungen zu der Frage, warum der Laienbruder Dietrich eine so exponierte Rolle innerhalb seines Ordens spielen konnte. Er war ja nach den von G. angeführten Quellen nicht nur als imperialer Sonderbeauftragter tätig, sondern tritt sehr häufig als Zeuge und Handelnder bei Besitzübertragungen auf. Ob sich dies auch für andere Laienbrüder des Kartäuserordens belegen läßt?

T. R.

Ferdinand Opll, Das Treffen von Niš vom Juli 1189 in seinem historischen Umfeld, MIÖG 97 (1989) S. 435–442, behandelt die Begegnung Barbarossas mit dem serbischen Großzupan Stephan Nemanja, der durch engere Kontakte zum westlichen Imperium seine kurz zuvor errungenen Landgewinne gegen das geschwächte Byzanz abzusichern suchte. Der Kaiser vermied ein förmliches Bündnis, vermittelte aber eine Verlobung von Nemanjas Neffen mit der Tochter Herzog Bertholds von Kroatien (aus dem Hause Andechs) und gewann dadurch ein Druckmittel bei seinen Verhandlungen mit Isaak II. Angelos im Winter 1189/90.

R. S.

Christopher Ryan, The Religious Roles of the Papacy: Ideals and Realities, 1150–1300 (Papers in Mediaeval Studies 8) Toronto 1989, Pontifical Institute of

Mediaeval Studies, XII u. 476 S., Tafeln, \$ 55. – Im Mai 1985 wurde in Toronto ein Symposium veranstaltet; die damals gehaltenen Vorträge wurden überarbeitet und nun publiziert. Ziel von Symposium wie Publikation ist es, „more attention to the specifically religious dimensions of the medieval papacy“ zu zollen (S. IX). Im Vordergrund steht die Interpretation von Quellenaussagen. Gemäß der Eigenart der Quellen sind die 15 Beiträge paritätisch drei Teilen zugeordnet. I. Theological Sources: Karlfried F r o e h l i c h, St. Peter, Papal Primacy, and the Exegetical Tradition, 1150–1300 (S. 3–44), konstatiert in der exegetischen Literatur eine stärkere Beachtung päpstlicher Ansprüche seit Innozenz III. – neben Bernhard von Clairvaux, einer der beiden Haupthelden des Bandes –; Walter H. P r i n c i p e, The School Theologians' Views of the Papacy, 1150–1250 (S. 45–116); d e r s., Monastic, Episcopal and Apologetic Theology of the Papacy, 1150–1250 (S. 117–170), beide Artikel sind nicht sehr überzeugend, Gerhoh von Reichersberg firmiert als „German bishop“; Jannis S p i t e r i s, Attitudes fondamentales de la théologie byzantine, en face du rôle religieux de la papauté au XII^e siècle (S. 171–192), betont, daß in Byzanz Kollegialität und politisches Prinzip bei der Einordnung des Papsttums im Vordergrund stand, geht jedoch kaum auf den politischen Kontext ein und befördert Anselm zum „Erzbischof“ von Havelberg; Christopher R y a n, The Theology of Papal Primacy in Thomas Aquinas (S. 193–225), polemisiert vor allem gegen Congar und Zuckerman. – II. Sources from Local Churches: Pierre-Marie G y, La Papauté et le droit liturgique au XII^e et XIII^e siècles (S. 229–245); Jacques Guy B o u g e r o l, La Papauté dans les sermons médiévaux français et italiens (S. 247–275), bringt interessante Hinweise auf päpstliche Themen in Predigten, bes. zur *plenitudo potestatis*; Phyllis B. R o b e r t s, The Pope and the Preachers: Perceptions of the Religious Role of the Papacy in the Preaching Tradition of the Thirteenth-Century English Church (S. 277–297), konzentriert sich auf Innozenz III. und Stephen Langton; Michael M. S h e e h a n, Archbishop John Pecham's Perception of the Papacy (S. 299–320), zeigt eindrucksvoll Pechams Kampf gegen Pfründenhäufung und Mißbrauch der Appellation; Donald M. N i c o l, Popular Religious Roots of the Byzantine Reaction to the Secound Council of Lyons (S. 321–339), schildert interessant Ressentiments und Widerstände gegen die Kirchenunion bes. bei Mönchen. – III. Papal Sources: Giulio S i l a n o, Of Sleep and Sleeplessness: The Papacy and Law, 1150–1300 (S. 343–361), enttäuscht den Leser; P. Osmund L e w r y, Papal Ideals and the University of Paris, 1170–1303 (S. 363–388), paraphrasiert in chronologischer Reihenfolge die relevanten Stücke bei Denifle-Chatelain; Edward A. S y n a n, „The Popes' Other Sheep“ (S. 389–411), exzerpiert ohne größeren Tiefgang Texte in Lupprians Sammlung und in Raynalds Annalen zu Muslimen und Mongolen; Norman Z a c o u r, The Cardinals' View of the Papacy, 1150–1300 (S. 413–438), analysiert quellengesättigt die Teilhabe der Kardinäle am Papstamt; Julian G a r d n e r, Patterns of Papal Patronage ca. 1260–ca. 1300 (S. 439–456), konzentriert sich vor allem auf Werke im Auftrag Nikolaus' IV. und Bonifaz' VIII. – Ein Register beschließt den Band. Für den Historiker lohnen sich vor allem die Beiträge von Froehlich, Bougerol, Sheehan, Nicol und Zacour.

Bernhard Schimmelpfennig

Jens A h l e r s, Die Welfen und die englischen Könige 1165–1235 (Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens 102) Hildesheim 1987, Verlag August Lax, VII u. 316 S., DM 54. – Diese Kieler Diss. behandelt die politischen und diplo-

matischen Beziehungen zwischen Welfen, Staufern und Plantagenets: Höhepunkte waren die Ehe Heinrichs des Löwen mit Mathilde von England, die Beziehungen zwischen Heinrich dem Löwen und Heinrich II. von England in den 1180er Jahren, sowie die Unterstützung Ottos IV. durch Johann, die schließlich im Feldzug von 1214 zu einer Niederlage für Welfen und Plantagenets führte. Die Zeit nach 1214 ist für das Thema nicht besonders ergiebig und wird kaum behandelt. A. bearbeitet hier ein Feld, auf dem viele Vorgänger gearbeitet hatten; seine Ausführungen über die Tendenz früherer Gelehrter, Begriffe wie „Machtpolitik“ unreflektiert auf die politische und diplomatische Geschichte des Hoch-MA zu übertragen, sind daher lesenswert und zutreffend. Ab und zu geht er darin zu weit: ganz abwegig ist die These Hardegens ja nicht, Heinrich II. habe sich für Italien „imperialistisch“ interessiert; trotz der Ausführungen S. 73 ff. scheint A. manchmal das opportunistische Element in der Politik des 12. Jh. zu unterschätzen. – Auf ein bei deutschen Autoren öfters auftretendes Mißverständnis der englischen Verfassungsgeschichte sei hier kurz hingewiesen, nämlich die Gleichsetzung von englischem *comes* mit Graf und *comitatus* mit Grafschaft. Comes muß vielmehr „Earl“ heißen, und ein Earl ist der Inhaber eines Earldom (d. h. eines nicht notwendigerweise zusammenhängenden Besitzkomplexes). Der *comes* hat mit dem *comitatus* („county“) nur sehr eingeschränkt etwas zu tun: dies ist eine territoriale Verwaltungseinheit, die einem königlichen Beamten untersteht. Dieser, der Sheriff, heißt in den lateinischen Quellen verwirrenderweise *vicecomes*! Richard I. hat also Otto IV. nicht, wie S. 170 behauptet, mit der Grafschaft Yorkshire belehnt, sondern mit einem neugeschaffenen Earldom – übrigens ohne Erfolg, wie aus Roger von Howden hervorgeht.

T. R.

Werner M a l e c z e k, Petrus Capuanus. Kardinal, Legat am Vierten Kreuzzug, Theologe († 1214) (Publikationen des Historischen Instituts beim Österreichischen Kulturinstitut in Rom 1. Abteilung: Abhandlungen 8. Band) Wien 1988, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 350 S., 1 Falttafel, DM 50. – Bereits 1984 hat der Vf. ein grundlegendes Buch über die Kardinäle unter Coelestin III. und Innocenz III. vorgelegt (DA 41,277 f.). Nun widmet er einem als Politiker und Theologe herausragenden Mitglied des Kollegs unter den genannten Päpsten eine Monographie; die erste überhaupt. Petrus stammte aus der vornehmen Familie Capuani in Amalfi, studierte Theologie in Paris, wurde 1193 von Coelestin III. zum Kardinaldiakon ernannt und mit Legationen in Italien, Böhmen und Polen betraut. Innocenz III. entsandte ihn nach Frankreich, wo er unter anderem den Frieden von Le Goulet (1200) zwischen dem französischen und englischen König vermittelte. Als Legat beim Vierten Kreuzzug spielte er zunächst eine zwiespältige Rolle, trennte sich jedoch dann vom Heer und suchte im Heiligen Land Streitigkeiten zu schlichten. In Konstantinopel 1204 scheiterte die Kirchenunion wohl auch an seinem schroffen Auftreten. Auf Befehl Innocenz' III., bei dem er in Ungnade gefallen war, mußte er nochmals (bis 1207) im Königreich Jerusalem – mit geringem Erfolg – tätig sein. In seinen letzten Lebensjahren einflußloser Kurienkardinal, kümmerte er sich vor allem um seine Heimatstadt Amalfi, der er die in Konstantinopel entwendeten Reliquien des Apostels Andreas schenkte und mehrere fromme Stiftungen machte. – Nach der eingehenden Rekonstruktion des Lebenslaufs behandelt der Vf. noch das wenig erforschte wissenschaftliche Werk des Petrus: seine theologische Summa in der Nachfolge des Petrus Lombardus und sein Alphabetum in

artem sermocinandi, in dem er biblische und theologische Begriffe für Prediger erklärt. Beide Werke wurden bisher irrtümlich seinem gleichnamigen Neffen (seit 1219 Kardinal) zugeschrieben. Mehrere Exkurse gelten Einzelfragen des Vierten Kreuzzuges. Im Anhang ediert M. 24 Urkunden des Kardinals, einen Brief König Leos II. von Armenien an Innocenz III. von 1204, die Gründungsgeschichte des Klosters S. Pietro della Canonica in Amalfi, eine Urkunde Honorius' III. für den Kreuzherrenorden von 1223 und stellt einen Stammbaum der Familie der Capuani zusammen. Dem an neuen Forschungsergebnissen reichen Buch sind ein Quellen- und Literaturverzeichnis und ein Register der Orts- und Personennamen beigegeben.

H. M. S.

Maria Cipollone, Gerardo da Sesso, legato apostolico al tempo di Innocenzo III, *Aevum* 61 (1987) S. 358–388, untersucht die vielfältigen Aufträge und Aktivitäten des zum Kardinalbischof von Albano erhobenen Zisterziensers während des Jahres 1211 in Oberitalien und leitet daraus grundsätzliche Überlegungen zur Rolle der Legaten unter Innozenz III. ab.

R. S.

Dieter Berg, Staufische Herrschaftsideologie und Mendikantenspiritualität. Studien zum Verhältnis Kaiser Friedrichs II. zu den Bettelorden, *Wissenschaft und Weisheit* 51 (1988) S. 26–51, 185–209, bemüht sich mit Erfolg, die gängige Vorstellung von einer strikten Konfrontation der Bettelorden mit dem Kaiser zeitlich und räumlich zu differenzieren, ohne deren wachsende Parteinahme für das Papsttum letztlich leugnen zu wollen. Als wichtige Wendemarke bei den Minoriten Italiens erscheint der Sturz des Generalministers Elias von Cortona (1239), den B. in unmittelbarem Zusammenhang mit der zweiten Bannung Friedrichs sieht, während bei den deutschen Minderbrüdern erst 1245 ein allgemeiner Umschwung zu staufferfeindlichem Verhalten einsetze. Bemerkenswert ist das schwache Echo in der frühen franziskanischen Historiographie.

R. S.

Gunther Wolf, Heinrich VII., Wimpfen, Worms und Heidelberg. Einige Bemerkungen zum Herrschaftsende König Heinrichs, *ZGORh* 137 (1989) S. 468–471, weist auf Unterschiede zwischen der Rechtsauffassung Friedrichs II. und seines (hier von den üblichen Klammern befreiten) Sohnes Heinrich hin. Heinrich sah sich als politisch selbständiger König, sein Vater wertete dies als Majestätsverbrechen. Aufgelistet werden die Stationen der Gefangenschaft Heinrichs seit seiner Unterwerfung in Wimpfen.

E.-D. H.

Les croisades. Introduction par Robert Delort, Paris 1988, Editions du Seuil, 286 S. – Es handelt sich um 19 kurze Beiträge zu Themen der Kreuzzugsgeschichte, die 1982 als Sondernummer der populärwissenschaftlichen Zeitschrift *L'Histoire* erschienen und die man jetzt als Taschenbuch und ohne Abbildungen unters Volk warf. Man hat schon gespürt, daß ein Buch im Anspruch etwas anderes ist als ein Sonderheft einer Massenzeitschrift, und so wurden einige reißerische Überschriften in seriöse abgewandelt. Aber nun wird dem Publikum, das ja bei dieser Genese zwangsweise ein unsachverständiges ist, vorgegaukelt, es bekomme einen Überblick; dann aber finden der dritte Kreuzzug, derjenige Friedrichs II. und der erste des heiligen Ludwig überhaupt nicht statt. Arbeit wurde vermieden, auch die Fehler von 1982 sind unverändert geblieben (S. 41 ein quellenkundlicher Salto mortale:

Wilhelm von Tyrus soll im 13. Jh., das er gar nicht mehr erlebte, die *Estoire de Eracles* ins Französische übersetzt haben; recte: sie setzt ihn fort). Ein Buch, das niemandem nützt, außer dem Verlag.
H. E. M.

Archibald R. Lewis, *Nomads and Crusaders A. D. 1000–1368*, Bloomington and Indianapolis 1988, Indiana University Press, X u. 213 S., 8 Karten. – Die These des Buches ist verblüffend: Um das Jahr 1000 gab es fünf große „world civilizations“: Westeuropa, Byzanz und Rußland, der Islam, Indien und Ostasien. Dann kam es zum Zusammenprall zweier Welten, repräsentiert durch die Kreuzzüge und die Mongolen. Als 1368 das mongolische Reich dahin war, blieb als Folge dieser Auseinandersetzung nur noch Westeuropa als dominierende Kraft. Nimmt man „world civilization“ als Beschreibung eines politisch-kulturellen Zustandes, so hat man seine Not mit dieser These, denn in Byzanz kam es in der späten Palaiologenzeit zur höchsten Kulturblüte und im Islam stand die Bildung des Osmanischen Reiches überhaupt erst bevor. Daß der Islam bereits an Schwäche dahingesiecht sei, läßt sich füglich nicht behaupten. Die globale Sicht läßt die Schwäche von derlei vergleichender Historie deutlich zutage treten: Man untersucht so viel, daß man nirgends mehr in die Tiefe gehen kann. Das aber produziert Fehlerurteile. Die Kreuzzüge haben in der These eine hochrangige Bedeutung, aber der dritte erhält gerade vier Zeilen (S. 118).
H. E. M.

Hartmut Bockmann, *Stauferzeit und spätes Mittelalter. Deutschland 1125–1517 (Das Reich und die Deutschen)* Berlin 1987, Siedler Verlag, 432 S., zahlreiche Abb. – Der dritte MA-Band der vom Siedler-Verlag herausgegebenen Reihe „Das Reich und die Deutschen“, der sich an die noch ausstehende Darstellung der Ottonen- und Salierzeit von H. K. Schulze anschließen soll, behandelt die Zeit von der Wahl Lothars III. bis zu den letzten Jahren Maximilians I. anschaulich und auf die wichtigsten Fakten und Personen beschränkt, wobei immer wieder Sichtweisen und Urteile der Historiker des 19. und beginnenden 20. Jh. miteinbezogen sowie Konsequenzen bis in die heutige Zeit aufgezeigt werden. Der besondere Wert des Buches aber liegt zum einen in den umfangreichen Kapiteln über Verfassungs-, Sozial-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte, in denen B. wie bereits in seiner „Einführung in die Geschichte des Mittelalters“ einprägsam Lebenssituation und Alltag des ma. Menschen sowie gesellschaftliche und wirtschaftliche Wandlungen beschreibt, und zum anderen in den beigegebenen Abbildungen mit ihren Erläuterungen, die dem Vf. bekanntlich ein besonders Anliegen sind und über bloße Illustration weit hinausgehen, vielmehr die Darstellung ergänzen. Ein Buch, das durch seine leichte Lesbarkeit auch für die, die sich erstmals mit der Geschichte des hohen und späten MA vertraut machen wollen, einen guten Einstieg bietet!
M. S.

Volker Henn, Über die Anfänge des Brügger Hansekontors, *Hansische Geschichtsblätter* 107 (1989) S. 43–66, weist in seinem ursprünglich als Vortrag konzipierten Aufsatz, in welchem er eingangs die wachsende Bedeutung Brügges als Handels- und Finanzzentrum nachzeichnet und die Rechtsstruktur des dortigen Kontors analysiert, auf das in diesem Zusammenhang recht frühe Engagement niederdeutscher Kaufleute (Mitte 13. Jh.) hin. Unter diesem Aspekt gewinnt die

„Vor- und Frühgeschichte“ des Kontors für das Verständnis des Phänomens „Hanse“ insofern besondere Bedeutung, als sich hier von Beginn an Kaufleute und Städte im engen Zusammenspiel als tragende Kräfte der hansischen Entwicklung erweisen: keine Abfolge von der Kaufmannshanse zur Städtehanse also, vielmehr wurden die Städte von Anfang an (spätestens Mitte 13. Jh.), seitdem es privilegierten „hansischen“ Fernhandel gab, als Adressaten der Privilegien zu Gliedern der Hanse (S. 64). Eine besondere Rolle billigt H. vornehmlich Lübeck, aber auch Hamburg und Dortmund zu; Köln dagegen zeigt sich vor allem wegen seiner Verbindungen nach Brabant erst spät und wenig dauerhaft (20er Jahre des 15. Jh.) in Brügge engagiert. Grundsätzlich sieht der Vf. in der Mitte des 13. Jh. schon „Ansätze zur Ausbildung eines gesamthansischen Bewußtsein, das wesentlich von Lübeck getragen wird“ (S. 64).

Andreas Ranft

Hans-Joachim Schmidt, Politisches Handeln und politische Programmatik im Dienst der Luxemburger: Daniel von Wichterich, Bischof von Verden (†1364), Zs. für Historische Forschung 16 (1989) S. 129–150, skizziert die politische Tätigkeit des Karmelitermönches im Dienste Erzbischof Balduins von Trier, der ihn 1320 zu seinem Weihbischof gemacht hatte. Daniel zählt zu den „Intellektuellen“ in der Umgebung Balduins. In einem Pontifikale formte er den Ordo zur Königskrönung im Sinne seines Erzbischofs um und betonte die Bedeutung der Wahl durch die Kurfürsten, auch sollten die Erzbischöfe von Trier und Mainz neben dem Kölner gleichberechtigt an der Krönung mitwirken. Sein Ersatz für Balduin brachte Daniel in den 40er Jahren auf den Bischofssitz von Verden; getrennt von seinem „Herrn“ konnte er diesen aber nicht behaupten. So ist er ein Beispiel für eine Gruppe, deren Mitglieder nur durch ihre Einbeziehung in einen größeren Verband politisch wirken konnten.

E.-D. H.

Paul Margier, Urbain V. Un homme. Une vie (1310–1370). Marseille 1987, Société des Médiévistes provençaux. Basilique Saint-Victor, 161 S., 4 Abb., FF 85, bietet einen an den Quellen orientierten, mit knappen Angaben vor allem neuerer Literatur versehenen Lebensabriß. Von den vier kurzen Exkursen sei besonders der letzte (Urbain V et l'informatique, S. 149 ff.) hervorgehoben, der einen Einblick gibt in die von einer Equipe des CNRS mit Hilfe der EDV vorgenommene Aufbereitung der an diesen Papst gerichteten Suppliken, die in ihren Randbemerkungen häufig noch Kommentare Urbans V. überliefern.

C. M.

George L. Harris, Cardinal Beaufort. A Study of Lancastrian Ascendancy and Decline, Oxford 1988, Clarendon Press, IX u. 448 S., 5 Abb., £ 40. – Den Zeitgenossen galt Henry Beaufort (ca. 1375–1447) als reichster Prälat der Christenheit und maßgeblich für den englischen Erfolg in Frankreich während des 1. Drittels des 15. Jh. verantwortlich. Der unehelich geborene Sohn des Herzogs von Lancaster verdankte diese Stellung der Legitimation der vier Beaufort-Bastarde durch den Papst und dem Umstand, daß er bei seiner Erhebung zum Kardinal und zum päpstlichen Legaten – erstmals in England – nicht gezwungen wurde, auf sein Bistum zu verzichten, denn mit dem Prestige eines Bischofs, der über ein halbes Jahrhundert in Lincoln, dann in Winchester gebot, verband er aufgrund seiner weitverzweigten Verwandtschaft eine beachtliche Hausmacht. Das macht verständlich, daß er nach der Thronbesteigung seines Halbbruders als Heinrich IV. (1399) für mehr

als vier Jahrzehnte als einer der einflußreichsten Berater der englischen Krone wirken konnte, wobei es ihm auch gelang, sich vor allem während der Regentschaft für seinen Großneffen, Heinrich VI., nahezu unentbehrlich zu machen. In dieser weitgespannten, minutiös erarbeiteten, doch nicht leicht lesbaren Studie zeigt H., wie Beaufort seine politische und diplomatische Begabung zur Hebung der Stellung seines Hauses in England und in Frankreich einsetzte und stets um gute, über seine Person gehende Kontakte zum Papsthof bemüht war. In diesem Zusammenhang wirkte er 1417 auf dem Konstanzer Konzil für die Wahl eines Papstes, der für diese Unterstützung dankbar sein sollte, so daß er selbst sogar in den Ruf kam, der hierfür bevorzugte Kandidat des Reichsoberhauptes zu sein. Doch die Dankbarkeit des Neugewählten erwies sich sehr bald von Nachteil: Beaufort verlor sogar für einige Zeit seinen Platz im königlichen Rat. Allein die Bereitschaft, aus seinem immensen Vermögen stattliche Summen der Krone zur Verfügung zu stellen, ließ ihn diesen Einfluß, speziell in der durch das frühe Ableben Heinrichs V. ausgelösten Krise, zurückerlangen. Darüber hinaus wurde Beaufort auch wegen des von ihm gepredigten und mitfinanzierten Kreuzzuges gegen die Hussiten bekannt. Hierbei kann H. aufzeigen, daß der päpstliche Auftrag dazu an die englische Nation gerichtet war, wohl in Erinnerung daran, daß die Häresie von dort ihren Ausgang genommen habe. Gewiß hatte Beaufort diesen Kreuzzug angeregt, um zugleich den Führungsanspruch des Hauses Lancaster zu festigen und die päpstliche Gunst im Kampf um Frankreich zu erhalten, doch verhinderte die Katastrophe des englischen Heeres vor Orléans solches: Die für den Kreuzzug angeworbenen Truppen wurden nun in Frankreich und nicht gegen die Hussiten eingesetzt! Das hier entworfene Bild eines in politischen und rechtlichen Angelegenheiten bewanderten Kirchenmannes, der gegen das Lollardentum als Gefahr für die Gesellschaftsordnung predigte und in einer Untersuchung wegen Häresieverdacht persönlich verhörte, sich dabei jedoch für theologische Lehrmeinungen nur wenig interessierte, läßt zudem den stark ausgeprägten Familiensinn erkennen, der aufgrund der von ihm erreichten Heiratsverbindungen von Verwandten nach Schottland und Burgund den Beauforts und England handfeste Vorteile einbrachte. Überlegungen, daß Jan Van Eycks berühmtes Kardinalsporträt im Kunsthistorischen Museum zu Wien nicht den Kartäuser Niccolò Albergati, sondern Henry Beaufort, den „Kardinal von England“, darstellt, haben viel für sich.

Katherine Walsh

Hermann Josef Sieben, Ferrara/Florenz (1438/9) und vier weitere konziliare Reunionsversuche, *Theologie und Philosophie* 64 (1989) S. 518–556, wählt wegen besonders günstiger Quellenlage die Verhandlungen von Lateinern und Griechen in Nympha/Kleinasien (1234), die Gespräche mit den Hussiten auf dem Basler Konzil (1433), die Verabredung der Griechenunion in Florenz (1438/39), die Kontakte des Konzils von Trient mit protestantischen Reichsständen (1551) und das Kolloquium mit den Calvinisten von Poissy (1561) aus, um anschaulich die jeweilige Verfahrensweise zu beschreiben. Der naheliegende Vergleich bleibt allerdings dem Leser überlassen.

R. S.

Rosemarie Nürnberg, Askese als sozialer Impuls. Monastisch-asketische Spiritualität als Wurzel und Triebfeder sozialer Ideen und Aktivitäten der Kirche

in Südgallien im 5. Jahrhundert (*Hereditas, Studien zur Alten Kirchengeschichte* 2), Bonn 1988, Borengässer, XXX u. 354 S., DM 60. – Die vorliegende Arbeit, eine Diss. der Kath. Theol. Fakultät Bonn, versucht den Nachweis von „sozialen Komponenten“ innerhalb der frühen monastisch-asketischen Spiritualität im Gallien des 5. Jh. zu erbringen und damit den Beitrag des frühen Mönchtums zur abendländischen Gesellschafts- und Kulturentwicklung weiter zu erhellen. Einer groben Skizze des historischen Hintergrundes (d. i. der Völkerwanderungszeit und ihrer Folgen für den Gesamtzustand Galliens) folgt zunächst die Analyse von Texten bedeutender Vertreter der monastischen Zentren Marseille (Kassian: *Institutiones; Collationes*) und Lérins (Hilarius: *Vita Honorati; Eucherius: De laude heremi*). In diesen, im Sinne der Fragestellung zentralen Texten, sieht die Verfasserin eine besondere, eine südgallische monastische Spiritualität mit deutlicher Sozialkomponente gegeben. Der Wirkung dieses monastischen Ideals in die Gemeinden hinein (Salvian v. Marseille; Valerius v. Cimiez; Faustus v. Riez) sowie der besonderen Rolle der Mönchs-Bischöfe (Exuperius von Toulouse; Hilarius von Arles; Lupus von Troyes; Germanus von Auxerre) – deren Auftreten N. bereits als Folge dieser besonderen Spiritualität aufzufassen scheint – gelten weitere Kapitel. Letztlich glaubt die Verfasserin im Gallien des 5. Jh. nicht nur einer besonderen monastisch-asketischen Spiritualität mit eindeutigen, sozialem Impuls auf die Spur gekommen zu sein, sondern auch den Nachweis erbracht zu haben, daß die Wirkung dieses Impulses in außerklösterliche, laienchristliche Kreise nicht als Zufälligkeit der historischen Entwicklung verstanden werden kann, vielmehr zu begreifen ist als direkte Intention der Schöpfer dieser monastischen Spiritualität hin auf ein gesellschaftserhaltendes und -gestaltendes Wirken über die eigene Heilssicherung hinaus (S. 307).

Georg Jenal

Jean Heuclin, *Aux origines monastiques de la Gaule du Nord. Erémites et reclus du V^e au XI^e siècle*, Lille 1988, Presses Universitaires, 282 S., FF 160. – Die vorliegende These wendet sich einer asketischen Lebensform zu, die hinsichtlich des wissenschaftlichen Interesses, welches sie bisher wachrief, stets im Schatten der Forschungen zum (monastischen, bzw. koinobitischen) Mönchtum stand. Auf der Auswertung von mehr als 300 vitae von Eremiten und Reclusen (beiderlei Geschlechts) des Raumes zwischen Seine und Rhein basierend, findet der Vf. hier für den Zeitraum zwischen dem 5. und dem 11. Jh. mehrere, in charakteristischen Punkten unterschiedliche Entwicklungsphasen, differenziert zwischen diversen (sozialen und ethnischen) Formationen, beschreibt einige zentrale Kristallisationspunkte des Alltagslebens der Eremiten und liefert schließlich eine Art Profil der geschichtlichen Entwicklung dieser asketischen Lebensform. So lobenswert der Mut zum Aufgreifen des Desiderats und so bewundernswert der Zugriff auf eine solche Quellenmasse auch sind, so groß bleiben dennoch die Fragezeichen, nimmt man die methodische Seite der Arbeit in den Blick. Ohne in ausreichendem Maße der allbekannten, genusspezifischen Problematik hagiographischer Texte Rechnung zu tragen – so ist z. B. das zentrale Problem der literarischen Topoi innerhalb dieser Texte einfach übergangen, und es ist auch kaum eine Konsequenz aus dem Umstand gezogen, daß bei zahlreichen Viten beträchtliche Zeitspannen zwischen Berichts- und Abfassungszeit liegen –, wird dieses sensible Quellenmaterial beinahe in der Art statistischer Zeitberichte ausgewertet, mit der Folge, daß der wissenschaftliche Wert der Ergebnisse – trotz so exakt anmutender Verfahren wie dem

Entwurf von Tabellen, der Errechnung von Prozentanteilen und der Ausführung von Verteilungsgraphiken – weithin zweifelhaft bleibt. Ein entscheidender Grund dieses Dilemmas scheint nicht zuletzt in dem Umstand zu liegen, daß der zeitliche wie der räumliche Rahmen der Untersuchung zu weit gesteckt sind.

Georg Jenal

Gerardo Posada, *Der Heilige Bruno. Vater der Kartäuser. Ein Sohn der Stadt Köln*. Mit Beiträgen von Adam Wienand und Otto Beck, Köln 1987, Wienand Verlag, 334 S. mit zahlreichen Abbildungen. – Die bereits 1980 veröffentlichte Biographie „Maestro Bruno, Padre de Monjes“ des spanischen Kartäuserpriors G. Posada ist nun auch einem deutschsprachigen Publikum zugänglich gemacht worden. Sie bildet das Kernstück des Buches, den sog. „Zweiten Buchteil“ (S. 44–264), und wurde von Hubertus Maria Blüm, dem Bibliothekar der Kartause Marienau, übersetzt. Der eigentlichen Biographie geht als „Erster Buchteil“ eine Abhandlung von Adam Wienand voraus, die sich mit Bruno und seiner Vaterstadt Köln befaßt (S. 12–42). Verdienstlich an dem Beitrag sind die Text- und Bildzeugnisse zur frühneuzeitlichen Bruno-Verehrung in Köln; was über den geschichtlichen Bruno und dessen klerikales Wirken in seiner Kölner Heimat gesagt wird, hat mit wohlmeinendem Lokalpatriotismus zu tun, nichts mit kritischer Wissenschaft. Otto Beck steuert als „Dritten Buchteil“ einen „Bildbericht aus der Kartause Marienau“ (I–XV), der einzigen heute noch in Deutschland bestehenden Niederlassung der Kartäuser, sowie „Marginalien zur Geschichte des Kartäuserordens“ (S. 265–319) bei. Zu den „Marginalien“ zählen auch die ins Deutsche übersetzten „Gebräuche der Kartause“ aus der Feder ihres Priors Guigo (†1136) – angesichts der *miseria latinitatis* von heute eine lobenswerte Tatsache. Eklatante Quellenarmut macht den Versuch, eine Biographie Brunos zu schreiben, zu einem kühnen Unterfangen. Mit der Bewegtheit eines farbenreichen Lebens, das mit erzählerischer Leidenschaft vergegenwärtigt wird, vermag Posada seine Leser nicht zu fesseln. Seine Beschäftigung mit Bruno führt auch nicht zu neuen Einsichten in die Frühgeschichte des Kartäuserordens, die, wie Herbert Grundmann einmal anregte, „dringend einer gründlichen Untersuchung bedarf“. Um so mehr liegt dem Vf. daran, den ethischen und spirituellen Gehalt der von ihm befragten Texte auszuschöpfen. Soll Bruno, der gelehrte und streitbare Domscholaster, der Gründer von La Grande-Chartreuse, der in der Einsamkeit Kalabriens inmitten einer Eremitengemeinschaft sein Leben vollendete, wirklich nur ein Ausbund hehrer Tugend und nicht auch eine leibhaftige Person von Fleisch und Blut gewesen sein?

Klaus Schreiner

Ferruccio Gastaldelli, *I primi vent'anni di San Bernardo. Problemi e interpretazioni*, *Analecta Cisterciensia* 43 (1987) S. 111–148, erörtert verschiedene Probleme, die sich dem modernen Bernhard-Biographen bei der Darstellung der Jugendgeschichte in Auseinandersetzung mit den topischen Schilderungen Wilhelms von Saint-Thierry und Gottfrieds von Auxerre stellen, u. a. zur Schulbildung (mit Beobachtungen zur Wirkung der Boethius-Lektüre) und zur Gestalt der Mutter des Heiligen.

R. S.

Berthold Waldstein-Wartenberg, *Die Vasallen Christi. Kulturgeschichte des Johanniterordens im Mittelalter*, Wien-Köln-Graz 1988, Böhlau, 451 S.

u. 16 S. Abb., DM 78. – Der Vf. beschäftigt sich bereits seit über einem Vierteljahrhundert mit Problemen der Johannitergeschichte. Schon seine „Rechtsgeschichte des Malteserordens“ (1969) offenbarte einen gewissen Mut zur Synthese, und diesen Mut stellt er hier wieder unter Beweis. Er beschreibt für die Zeit vom frühen 12. Jh. bis zum Zusammenbruch des Ordensstaates auf Rhodos im Jahre 1522, ausgehend von einem sehr weit gefaßten Kulturbegriff, die gesellschaftliche Stellung der Johanniter, die Kultur innerhalb ihres Ordens und ihren Einfluß auf die allgemeine Kultur jener Jahrhunderte sowohl in Europa als auch im Orient, wo der Johanniterorden als Ritterorden sich bekanntlich seine Daseinsberechtigung im Kampf gegen die Osmanen und nordafrikanischen Korsaren auch nach dem Fall von Rhodos bis weit in die Neuzeit hinein auf der Insel Malta erhalten konnte. Die Darstellung wendet sich nicht vorrangig an Spezialisten, sondern an ein breiteres Publikum, das mit den kulturellen und zivilisatorischen Leistungen der Johanniter vertraut gemacht werden soll. So zeigt der Vf., daß die Tätigkeit des Johanniterordens, wenn gleich von den verschiedenen politischen Mächten stark beeinflußt, doch erheblich vielfältiger war, als man lange Zeit angenommen hat: außer der Krankenpflege und der Verteidigung des Hl. Landes gehörten auch Straßen- und Grenzschutz, Beherbergung Reisender und Hospitalität dazu. Der Johanniterorden sei trotz des Verlustes seiner ältesten Basis in den Kreuzfahrerstaaten (1291) und dann auch seines Territoriums auf Rhodos von existenzgefährdenden Krisen verschont geblieben, weil die nichtmilitärischen Aufgaben der einzelnen Ordenszungen stark in Europa verwurzelt gewesen wären. Der vorübergehende Verlust einer Basis im Orient infolgedessen zu keiner Sinnkrise, zumal die Herrschaft über ein bestimmtes Territorium niemals eine Voraussetzung für die Souveränität des Johanniterordens gewesen sei. Der Vf. behandelt in fünf großen, vom Umfang her etwa gleich gewichteten Abschnitten Religiosität und Sitte, Aufgaben (Pilgerschutz und Hospitalität, Heidenkrieg), Alltagsgeschichte und Wirtschaftsweise des Johanniterordens sowie seinen Beitrag zur Wissenschaft, Literatur und Kunst. Mit viel Mut zur Generalisierung – bei einem solchen Unterfangen unverzichtbar – versucht er, eine allen Ordenszungen gemeinsame Kultur nachzuweisen. Die von ihm berücksichtigten Aspekte hat die Forschung bisher in sehr unterschiedlichem Maße aufgearbeitet, und Quellen stehen nicht für jeden Bereich in gleichem Umfang zur Verfügung. Der Vf. konnte allerdings einen beträchtlichen Teil der erhaltenen Quellen nicht berücksichtigen, vor allem hat er auf eine systematische Auswertung des großenteils unveröffentlichten Materials der so bedeutenden Großpriorate Frankreich, Spanien, Böhmen sowie der auf Malta lagernden Bestände des Ordenszentralarchivs und der im Vatikanischen Archiv überlieferten Materialien verzichten müssen. Ungeachtet dieser gravierenden Lücken hat er dennoch einige interessante Akzente setzen können: er wertete einen bisher unbekanntes, von einem anonymen deutschen Mönch (vielleicht Johann von Würzburg oder Theodericus) verfaßten Bericht über die Krankenpflegetätigkeit des Johanniterordens in Jerusalem während der zweiten Hälfte des 12. Jh. aus, und er sammelte für die Tätigkeit der Johanniter während ihrer Zeit auf Rhodos zahlreiche Hinweise aus den Berichten von Jerusalem-pilgern. Allerdings erfaßte er auch in diesem Bereich nur die bekanntesten edierten Texte. Es bleibt also noch eine Menge zu tun, und weitere Untersuchungen zur Kulturgeschichte des ma. Johanniterordens sind fraglos notwendig. Die hier angezeigte Darstellung ist aber durchaus förderlich. Es handelt sich um eine z. T. durchaus interessante, anschaulich geschriebene und vorläufig auch sehr nütz-

liche Einführung mit etwas knapp ausgefallenen weiterführenden Hinweisen zu Quellen und Literatur.

Marie-Luise Favreau-Lilie

Robert Chazan, *Daggers of Faith, Thirteenth-Century Christian Missionizing and Jewish Response*, Berkeley, Los Angeles, London 1989, University of California Press, 226 S. – Im 13. Jh. haben sich die Formen der Polemik zwischen Juden und Christen erheblich verändert, und zwar sowohl von den Rahmenbedingungen als auch von den Inhalten her. Art und Tempo der Veränderung wurden von der christlichen Seite bestimmt, den Juden blieb nichts anderes übrig, als ihre Reaktionen darauf abzustimmen. Neue Rahmenbedingungen waren etwa die Zwangspredigten in den Synagogen, in denen christliche Prediger, vor allen Dominikaner und Franziskaner, die Hauptzüge der christlichen Lehre vortrugen, sowie Zwangsdisputationen, in denen bewiesen werden sollte, daß der Messias bereits gekommen sei. Neue Inhalte waren die Angriffe auf die nachbiblische jüdische Literatur, besonders der Versuch, die Richtigkeit der christlichen Dogmen aus dem Talmud zu beweisen. C. behandelt die Polemik zwischen Juden und Christen der Jahre 1240–1280. Im Gegensatz zu Jeremy Cohen, der die Missionstätigkeit der Mendikanten-Orden und deren Auswirkung auf die christliche Auffassung von Juden und Judentum in Europa untersucht hat (vgl. DA 40,692), bietet C. eine detaillierte Analyse der christlichen und der jüdischen Argumentation, sowohl der „alten“ (die sich nur auf Bibeltexte stützt) als auch der „neuen“ (die auch das nachbiblische Schrifttum miteinbezieht), wie sie sich in der Disputation zu Barcelona von 1263, dem Hauptereignis der christlich-jüdischen Polemik, sowie in den wichtigsten polemischen Schriften jener Zeit niedergeschlagen hat. Von christlicher Seite handelt es sich um den *Pugio fidei* von Raymundus Martini, das *opus magnum* der ma. christlichen Judenmission, von jüdischer um Schriften wie *Milchemet Mizwa* (der „Heilige Krieg“), die Disputation des Nachmanides (zu Barcelona), *Machsik Amuna* (der „Festiger im Glauben“) und der Haggada-Kommentar des R. Salomo Adret. C. gibt einen eindrucksvollen Überblick über die „Glaubensdolche“ jener Zeit, darunter nur handschriftlich erhaltene und entsprechend wenig erforschte Texte wie *Milchemet Mizwa* (Ms. Parma 2749) und *Machsik Amuna* (Ms. Vatican 217). Besonders eingehend behandelt C. die Rolle des Konvertiten Paulus Christiani bei der Richtungsbestimmung der neuen Art von Polemik sowie deren Vervollkommnung durch Raymundus Martini. Der Vf. kommt zu dem Schluß, daß die neuen Missionstechniken und Argumente keinen sonderlichen Erfolg gezeitigt, bei den jüdischen Gemeinden auch keine tiefgreifende Identitätskrise ausgelöst hätten. Am Ende des Buches setzt sich der Vf. mit Cohens These auseinander, wonach die neue Form der Mission erhebliche ideologische Auswirkungen gehabt habe, indem sie faktisch den Juden ihr traditionelles Existenzrecht in der europäischen Gesellschaft absprach. Demgegenüber gibt C. zu bedenken, daß die Dominikaner keine neue Konzeption von Juden und Judentum entfaltet hätten und daß die Tätigkeit von Paulus Christiani und Raymundus Martini auch aus der üblichen christlichen Judenauffassung der Kirche heraus verständlich sei. Zwar legten sie eine bis dahin unbekannte Aggressivität an den Tag und stellten neues Wissen und neue Techniken in den Dienst der Mission, doch seien sie durchaus im Rahmen des Herkömmlichen geblieben. Daraufhin wäre allenfalls zu fragen, ob nicht die Verwendung von bis dahin nur latent vorhandenen negativen Momenten letzten Endes doch eine Veränderung in der Auffassung von der Stellung der Juden in der europäischen

Gesellschaft bewirkt haben könnte. Zusammenfassend können wir C. wohl darin folgen, daß die militante Judenmission um die Mitte des 13. Jh. für die Verschlechterung der jüdischen Position im christlichen Europa nicht ausschlaggebend war, sondern eine ohnehin ungünstige Situation nur verschärfte. Die verschiedenen komplexen Faktoren, durch die diese Situation zustandekam, darunter der Stellenwert von Polemik, Mission und Ideologie, sind noch nicht ausreichend erforscht.

Ora Limor

Anne Hudson, *The Premature Reformation. Wycliffite Texts and Lollard History*, Oxford 1988, Clarendon Press, XII u. 556 S., £ 48. – Widersprüche zwischen den gängigen Interpretationen des Lollardentums einerseits und der Aussagekraft eines beachtlichen Quellenbestandes aus der Feder von Anhängern dieser religiösen wie sozialen Protestbewegung andererseits, bilden den Ausgangspunkt für diese Studie. Der Verfasserin gelingt es, den sozialen Rahmen sowie das Bildungssystem der Lollarden nachzuzeichnen. Daraus geht hervor, daß sowohl die „akademischen“ Anhänger von John Wyclif in Oxford wie auch die volksnahen Verbreiter von deren Lehrmeinungen aus den führenden Schichten des Landes Unterstützung erhielten. H. kann überzeugend nachweisen, daß die Anhänger dieser Lehre durchaus in Kreisen mit höherem Bildungsstand zu suchen sind: In der ersten Generation handelte es sich dabei um universitätsnahe Kleriker, Ärzte und reiche Kaufleute sowie eine stattliche Anzahl von lese- und bibelkundigen Frauen, erst später in zunehmendem Maße um Handwerker – es fehlen indes Vertreter der untersten Schichten. Dieser Tatbestand wird zudem durch die hohe Wertschätzung von Büchern unterstrichen – was aus den Schriften der Lollarden wie aufgrund der gegen sie geführten Prozesse hervorgeht. Aus dieser Einschätzung des Lollardentums als „Bildungsbewegung“ der unterrichteten „mittleren“ sozialen Schichten kommt H. zur Überzeugung, daß eine scharfe Trennung zwischen der akademischen Lehre um Wyclif in Oxford und ihrer populären Verbreitung nur künstlich sein könne. Sie betont deshalb zum einen, daß Wyclif keineswegs als Elfenbeinturmgelehrter abzustempeln ist – vielmehr fürchtete die Obrigkeit seinen Einfluß gerade, weil er seine Auffassung von (kirchen-)politischer Realität im volkssprachlichen Predigt-Medium zum Ausdruck brachte. Zum anderen kann die jüngere Forschung aber nachweisen, daß viele aus der ersten Generation der Lollardenprediger zur Zeit Wyclifs in Oxford studierten bzw. im Besitze von Benefizien waren, deren *Ius patronatus* ausgerechnet jenen Oxforder Kollegien zustand, die (wie etwa Merton und Queens) mit Wyclif in engster Verbindung standen. Die Kontakte mit Oxford brachen auch dann nicht ab, als Ketzerprozesse und Verurteilungen versuchten, die Häresie im Keime zu ersticken. Vielmehr wirkten Lollardensympathisanten weiter in hohen Universitätsämtern, Wyclifs nicht gebannte Schriften wurden weiterhin gelesen und zitiert – und die wichtigsten Hilfsmittel für die Verbreitung der neuen Lehrmeinungen im Hinblick auf Bibelstudium, Eucharistie sowie Herrschaft und Gnade hätten ohne die aktive Mitwirkung von Akademikern bzw. die Heranziehung des universitären Buchbestandes nicht erstellt werden können. Dadurch gelangt H. – gleichsam zwangsläufig – zur Einschätzung des Lollardentums als einer „Oxford heresy“, die nicht nur im Rahmen der Universität entstanden war, sondern auch ihre Verbreitung und Popularisierung den Aktivitäten ihrer Absolventen verdankte – das wird zweifelsohne für weitere Diskussion sorgen. Aber auch der Historiker der Genese der Reformation kann an diesem Buch nicht

vorbeigehen: Die Beharrlichkeit von abweichenden Lehrmeinungen, eine sogenannte „tradition of dissent“, läßt sich nicht bloß in entlegenen Gebieten Englands, sondern sehr wohl auch in durchaus repräsentativen Kreisen in und um London, in den Universitätsstädten und in den Küstenregionen des Südostens feststellen. Dadurch wird manche liebgewordene Interpretation der Rezeption der kontinentalen Reformation des 16. Jahrhunderts ernstlich in Frage gestellt.

Katherine Walsh

Hellmut Zschoch, Klosterreform und monastische Spiritualität im 15. Jahrhundert. Conrad von Zenn OESA (†1460) und sein Liber de vita monastica (Beiträge zur Historischen Theologie 75) Tübingen 1988, J.C.B. Mohr (Paul Siebeck), 272 S., DM 138. – Gegenstand der Arbeit ist der Liber de vita monastica des Nürnberger Augustinereremiten Conrad von Zenn (†1460). Das Autograph des Reformtraktates, dessen Entstehung „auf das Ende des Jahres 1414 und die erste Hälfte des Jahres 1415 anzusetzen“ ist (S. 57), hat sich nicht erhalten. Vier Hss. sind überliefert. Einen einzigen Benutzer konnte der Verfasser ausfindig machen: Johannes von Paltz, Conrads Ordensbruder aus Erfurt. Als Leser hatte der Verfasser nicht nur Augustinermönche im Blick, sondern alle Ordensmänner in Christus Jesus (S. 54 f.), um diese für eine „Beobachtung der ganzen Regel“ (*observantia totius regulae*) zu gewinnen. Der Wortverbindung *observantia regularis* eignet, wie der Z. durch genaue begriffsgeschichtliche Analysen zeigen kann, der Charakter „eines Sammelbegriffs für ein institutionell korrektes und spirituell gefülltes monastisches Leben“ (S. 230). Regeltreue, beschwört Conrad von Zenn seine Mitbrüder, sichert die gemeinschaftliche Nutzung der klösterlichen Liegenschaften und verbürgt ein von gegenseitiger Liebe erfülltes gemeinsames Leben (*vita communis*). Klöster, in denen *perversi proprietarii* das Klostergut in Einzelpfründen aufgelöst hätten und diese wie Eigentum nutzen würden, seien nicht mehr Stätten brüderlicher Gemeinsamkeit, sondern Zentren teuflischer Habsucht. Der Autor rekonstruiert text- und quellennah „spirituelle Grundanschauungen“ eines spätm. Reformtheologen. Aus theologischer Bildung gespeiste Einfühlungskraft und sprachliches Ausdrucksvermögen geben dem Buch Profil und Lesbarkeit, der reformerischen Leidenschaft eines spätm. Mönches einen fairen, des Wortes und Gedankens mächtigen Anwalt. Quellenanalytische Anstrengung, die kenntlich macht, nach welchen Erkenntnisinteressen ein Autor seine Quellen auswählt, sie abwandelt und in neue gedankliche Zusammenhänge einordnet, betrachtet der Z. nicht als seine Sache. Aus dem Buch ist nicht zu erfahren, in welcher Weise und in welchem Umfang die Mönchstheologie eines spätm. Reformers von zeitgenössischen Autoren abhängt. Ein Blick in eine der Hss. selbst – Clm. 8391 – zeigt, daß bildungs-, sozial- und institutionengeschichtliche Aspekte spätm. Ordenslebens nicht erkannt und ausgeschöpft wurden. So ist im Liber de vita monastica (Clm 8391 f. 103^{ra}) von „gelehrter mystischer Einfalt“ (*docta mistica rusticitas*) die Rede, einem Schlüsselbegriff in der Mönchstheologie Conrads von Zenn, der auf die *theologia mystica* des Johannes Gerson verweist, nicht aber in dem Buch von Z.

Klaus Schreiner